

**Zeitschrift:** Toggenburger Annalen : kulturelles Jahrbuch für das Toggenburg  
**Band:** 16 (1989)

**Artikel:** Was spaziert da für ein Silbermond in die Hand? : Über Heinrich Federers Geschichte aus Lachweil (Jonschwil) : "Der gestohlene König von Belgien"

**Autor:** Schweizer, Edwin

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-883642>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 24.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Lachweiler Geschichten

von

Heinrich Federer



---

Berlin 1911

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung

*Titelblatt der Erstausgabe 1911.*

aus Zürich, erscheint im 15. Jahrgang, 1911,  
«Regina Lob».

Heinrich Federer hatte schon früh angefangen zu schreiben. Als Kaplan in Jonschwil verfasste er zahlreiche Buchbesprechungen, Gedichte, Essays und literarische Skizzen für Tagesblätter. Im Zurückblicken gesteht er: «Auch die Sorge war schön, auch die Knappheit hatte ihre Festlichkeit und das 4-Rappen-Zeilengeld für einen Zeitungsartikel, woran ich in der Kaplanenstube bis Mitternacht schrieb und ihn noch durch den Schnee zum nächsten Briefkasten trug, es wog schwerer als die späteren besten Honoraire.»

In der Stille von Jonschwil reiften auch die dichterischen Früchte, die Federer später seinen Lesern schenkte. Er lebte bereits als freier Schriftsteller in Zürich, als er die «Lachweiler Geschichten» in Zeitschriften veröffentlichte – aus Scheu drei davon unter einem Pseudonym. – Im grossen Familienblatt «Alte und Neue Welt» (Verlag Benziger, Einsiedeln) erschienen «Der Erzengel Michael» (38. Jahrgang, 1903/04, unter dem Namen «Ath. Inn»), «Unser Nachtwächter Prometheus» und «Der gestohlene König von Belgien» (beide 39. Jahrgang, 1904/05, Deckname «E. Sein»). – Das Literatur- und

Anzeigeband «Der Wanderer» (ebenfalls Benziger, Einsiedeln), brachte 1905 «Die Manöver», während «Vater und Sohn im Examen» als preisgekrönte Novelle im deutschen Familienblatt «Daheim» (Berlin) abgedruckt wurde (45. Jahrgang, Oktober 1908 bis März 1909). – Wie sind die «Lachweiler Geschichten» 1911 aufgenommen worden?

Er sei katholischer Kaplan,  
wurde mir gesagt...

«In den Zufall der Personennamen spielt manchmal etwas drollig Sinnvolles hinein», beginnt das Feuilleton «Ein neuer schweizerischer Erzähler» von Josef Victor Widmann im «Bund» vom 21. Mai 1911.

«Nun hat einer aus dem St.Gallischen Geschlecht der Federer mit seinem Familiennamen ernst gemacht, indem er die Feder meisterhaft führt. Um Heinrich Federer handelt es sich. Er sei katholischer Kaplan, wurde mir gesagt. Nun – mag er als Mensch und Bürger was immer auch sein, soviel ist gewiss, dass er ein Dichter ist, ein Erzähler allerersten Ranges. Das Urteil stützt sich auf seine vor wenigen Wochen im hochangesehenen Berliner Verlag G. Grote herausgekommenen fünf Novellen: «Lachweiler Geschichten». – Josef Victor Widmann (1842–1911) war Theologe, Schriftsteller, Dr. h.c. der Philosophischen Fakultät der Universität Bern, seit 1880 Feuilletonredaktor des «Bund».

Unter dem gleichen Titel befasst sich in der «Neuen Zürcher Zeitung» F. M. am 27. August 1911 mit Federers «Lachweiler Geschichten». Dabei muss der Dichter einige Federn lassen. Der Rezensent schreibt, dass der Name Heinrich Federer vor einigen Jahren (1908) zum ersten Mal in die grosse Öffentlichkeit gedrungen sei, als er bei einem Preis ausschreiben der Zeitschrift «Daheim» den ersten Preis für die Novelle «Das Examen von Vater und Sohn» erhalten habe. Und meint, Erfolge derartiger Preis ausschreiben seien zu sehr Streiche des Zufalls, als dass ein sicherer Schluss auf das Talent des Siegers gezogen werden dürfe. Das Urteil über Heinrich Federer habe sich also auf andere, zuverlässigere Ausweise zu stützen.

«Diese liegen nun vor und sind zu unserer Freude geeignet, schöne Hoffnungen zu wecken. Die fünf «Lachweiler Geschichten» sind mit Ausnahme einer einzigen («Die Manöver») Jugenderinnerungen des Dichters. Der Leser fühlt, dass darin nicht nur Menschen vorkommen, die gelebt haben könnten, sondern solche, die wirklich existiert und in den Erzählungen wieder lebendig werden. Der Dichter sucht aus Gelegenheit, poetische Stimmungen auszuschöpfen und man muss gestehen, dass ihm ergreifende Partien gelingen.

Dass dieses Streben aber bisweilen auf Kosten einer straffen Führung der Handlung geschieht, beweist die umfangreichste Erzählung des Bandes «Der gestohlene König von Belgien». Die Gewissensbisse und Nöte, die der Held der sonst kinderpsychologisch feinen Geschichte wegen eines gestohlenen Geldstücks auszustehen hat, sind zu breit ausgeführt. Der Dichter will zuviel erlebtes Allerlei an seinen Faden hängen und spinnt ihn dabei zu lang...»

Der Rezensent, der sich zwischen zwei Buchstaben versteckt, bescheinigt Heinrich Federer jedoch poetisches Empfinden, Geist und Humor und meint, dass man sich um die Zukunft dieses neuen Dichters nicht zu sorgen brauche. – «Der gestohlene König von Belgien» – Was bedeutet dieser merkwürdige Titel?

### Der belgische Leopold, dieser eisige Monarch

«Wie viele glänzende Fünffrämler sind mir schon durch die Finger gegangen!» beginnt unsere Lachweiler Geschichte. «Rund sind sie und rollen weg und rollen zu – und wenn einem am Abend des Lebens noch einer zur Zehrung der letzten Stunde bleibt, ist's gut und ist's auch genug. Aber ein ehrlicher muss es sein. ... Gerne seh' ich das lange Gesicht des belgischen Leopold. Nicht als ob ich für diesen eisigen Monarchen schwärme. Aber an dieses Silbergeld knüpft sich ein sündiges Abenteuer meiner Jugend, das ich nie vergessen kann. Unter den Augen des belgischen Leopold habe ich meinen ersten Diebstahl verbrochen. So oft ich nun den Fürsten sehe, erröte ich, selbst heute noch, wo ich glaube, dass auch die Könige zuweilen vor uns erröten dürften. Und jedesmal wird mir doch wieder seltsam leicht. Denn es war auch mein letzter und schwer gesühnter Diebstahl. Das schöne Silber lag im Papierkorb von einem dicken, gelben Briefumschlag zugedeckt ...» Die Mitte des 19. Jahrhunderts sich stetig entwickelnde Weltwirtschaft verlangte nach einem Zahlungssystem, das nationale Grenzen überspringen und problemlos in den internationalen Handelsverkehr eingeschaltet werden konnte. Die 1865 gegründete Lateinische Münzunion ist eine Vorläuferin dieses geplanten Weltgeldbundes, ein Versuch, durch eine enge Verbindung der Münzsysteme verschiedener Staaten die Plattform für die Verwirklichung dieser Idee zu schaffen.

Auf Veranlassung Belgiens lud Frankreich vier Staaten zu einer Konferenz nach Paris ein, mit der Absicht, den Scheidegeldverkehr zu vereinheitlichen und Gewicht, Gehalt und Kurs der Gold- und Silbermünzen gleichartig zu regeln. Die Verhandlungen dauerten vom 20. November bis 23. Dezem-

ber 1865. Der Vertrag zwischen Frankreich, Italien, Belgien und der Schweiz kam zu stande und wurde am 1. August 1866 in Kraft gesetzt. Die Delegation der Schweiz setzte sich aus dem Gesandten in Paris, Kern, Münzdirektor A. Escher und Nationalrat Feer-Herzog, einem hervorragenden Kenner des in- und ausländischen Münzwesens, zusammen. Mit dem Vertrag wurde – wenigstens auf dem Papier – eine vollständige Gemeinsamkeit im Geldverkehr der beteiligten vier Staaten erzielt, zu denen 1868 noch Griechenland hinzukam.

Die Lateinische Münzunion nimmt in der Geschichte des schweizerischen Münzwesens eine besondere Stellung ein, denn von ihrem Gründungstage an war es für ein halbes Jahrhundert mit der Selbständigkeit der eidgenössischen Münzpolitik vorbei. Und während Jahrzehnten war nun Geld fremder Staaten in unserem Lande gültig. Daher



5 Francs, Belgien (1875) – König Leopold II. – (Vorder- und Rückseite) Das Corpus delicti in der Novelle.



*Heinrich Federer als Jüngling*

konnte Heireli, der Held unserer Geschichte, oder Heinrich Federer in seiner Jugendzeit schauen, «was so ein Silbermond für ein thronendes Wesen trägt. Ist es die freie Mutter Helvetia, die so ein rauhes und steifes Gesicht wie eine lange Stiefmutter macht? – Sind es die Welschlandkönige, Sohn, Vater und Grossvater, die ihren Schnurrbart zugleich mit ihren Staatsschulden weit über die Münze hinauswachsen lassen? – Spaziert ihm der dritte Napoleon mit seinem spitzen Bärtchen in die Hand? – Oder Ludwig XVIII. im Behagen seines Doppelkinns? – Ist es am Ende gar der eisige Monarch aus Belgien, König Leopold?»

Die auf die Lateinische Münzunion gesetzten Erwartungen «dank welcher von der Schelde bis Sizilien, von Antwerpen bis Cadix und Brindisi die Reisenden und Kaufleute nunmehr grossen Schwierigkeiten in der Regelung und Begleichung ihrer Fakturen enthoben sind», diese Hoffnung auf ein Weltgeldsystem haben sich nicht erfüllt. Als man nach dem Ersten Weltkrieg zur Papierwährung überging, wurde die Lateinische Münzunion bedeutungslos. 1926 kam es zu ihrer förmlichen Auflösung.

«Liebe ich doch nichts so sehr wie die Kinder!»,

schreibt Federer am 7. Januar 1906 aus Gais an den Kunstmaler Fritz Kunz. In diesem Brief, mit der Anrede «Lieber und verehrter

Herr!», ist von Plänen zu einem gemeinsamen Kinderbuch die Rede. Der Dichter weist auf die in der «Alten und Neuen Welt» erschienenen Novelle «Der gestohlene König von Belgien» hin, «aus der sich zwar einiges, aber doch nur wenig für meine Art, kindlich zu komponieren, ersehen lässt.» Und meint: «... wenn wir beide uns über ein recht kindlich volkstümliches Thema zusammenfänden, mir gewiss die richtige Textmusik zu Ihren Bildern gelänge.» – Zum geplanten Kinderbuch ist es nie gekommen. Doch für das Leben und Wirken Heinrich Federers wurden die Beziehungen zu diesem Künstler von grosser Bedeutung. War es doch Kunz, der ihn zum «heiligen Habenichts von Assisi» führte.

Mit welch besonderer Liebe Federer in seinen Erzählungen den Kindern heiteren und auch ernsten Lebensraum schenkt, weiss jeder, der sein Werk kennt. – «Die zahlreichen Kinder, die mich kennen, Bäschen meiner Bäschen und Vettern meiner Vettern, wissen nichts von mir, als dass ich erzählen muss. Aus den Fabeleien unter Kindern habe ich alle meine Novellen. Alles war vorher erzählt», gesteht der Dichter.

Lustige Kinder beleben seine Wander- und Wundergeschichten aus dem Süden. Vielleicht etwas weniger laut, aber nicht minder fröhlich geben sich die Kinder am Alpstein und in Lachweil, lieb sind ihm auch die Kinder am Sarnensee, wo er selbst das Sürse und Bittere seiner Kinderjahre erlebt hatte. – Nur einem Dichter, der tief in die Kinderseelen zu schauen versteht, gelingt eine so wundervolle Geschichte wie «Der gestohlene König von Belgien». Sie ist eine der wenigen ganz ernsten Erzählungen unseres Poeten, in der Ichform dazu, aber auch eine der sinnreichsten. Die Fundverheimlichung des silbernen Fünffrankenstücks führt den Knaben Heireli fast zur Verzweiflung.

Die «Lachweiler Geschichten» haben Federers Ruf als Dichter begründet. 1931 kommt das Buch neu beim Verlag Grote als erster Band der (nie vollendeten!) Federer-Gesamtausgabe heraus. 1922 ist «Der gestohlene König von Belgien» als Einzelwerk bei «Grote's kleinen Novellen-Büchern» zu finden. Nach dem Zweiten Weltkrieg erscheinen die «Lachweiler Geschichten» im Rex-Verlag, Luzern, der sich Federers Bücher im Rahmen seiner Gesamt-Edition (1944–1957) angenommen hat. Wer erinnert sich nicht an die lachsfarbenen Leinenbände? Auch ins Sortiment der Schweizer Volks-Buchgemeinde, Luzern, ist der Sammelband aufgenommen worden. Und etliche Male ist «Der gestohlene König von Belgien» beim Verlag der Guten Schriften neu herausgekommen. Gewiss liegt da und dort noch ein Bändchen unter den alten Schulbüchern. Die Novelle ist auch enthalten in der Anthologie von

Sigisbert Frick «Heinrich Federer – Aus seinem Leben und Werk (Rex-Verlag, Luzern), anlässlich des hundertsten Geburtstages des Dichters 1966 herausgekommen.

## Warum kann Heinrich Federer so gut erzählen?

Er ist ohne Zweifel ein glänzend begabter Dichter. Die unerschöpfliche Phantasie, die Fähigkeit, lebendig und farbig zu schildern, was gewöhnlichen Menschen grau, trocken und leblos vorkommt, ist ein Geschenk, das ihm in die Wiege gelegt worden ist. Weil er mit ganzer Seele sieht, hört und riecht, deshalb ist auch seine Sprache so anschaulich, so gewürzt mit sinnenkräftigen Bildern und Gleichnissen. Gewiss spielen da allerhand Umstände mit: des Dichters Herkunft, Temperament und Charakter, auch die Beeinflussung durch sprachliche Vorbilder; er war zeitlebens ein grosser Leser. Dennoch sucht man vergebens eine Erklärung für die Eigenheiten seines Stils, etwa für die unnachahmliche Grazie seiner sprachlichen Kunst. So etwas bleibt im letzten ein Geheimnis.

Was meint Federer selbst über sein Talent, so gut fabulieren zu können? In «Meine Erzähler» (Weihnachts-Almanach, 1912, Grote) kann man nachlesen, was ihn zum Poeten gemacht hat.

«Das Meer und die endlose Ebene und der Urwald und die Berge sind wohl die besten Erzähler. Vor allem das Meer. Es ist die grosse uralte Amme der Geschichte und Geschichtlein. Und mit der Wüste oder der Steppe hat es den Vorzug einer offenen grossen Welt. Glücklich ihre Dichterkinder! Die Schiffe, die Ströme, die schnellen Karawanentiere bereiten ihrer nacherzählenden Poesie einen bequemen Alltagsweg.

Der Urwald jedoch und die Berge machen ihren Bewohnern das Erzählen nicht so leicht. Ihr Schatten hemmt, ihre Felsen drücken. Es wird auch gefabelt und berichtet, vielleicht noch mehr als draussen in der Welt. Aber diese Geschichten haben selten einen grossen Himmel, selten einen geräumigen Bereich für Aug und Ohr und weiten Seelenblick. Sie sind eingeengt nach allen Seiten. Vom Urwald weiss ich nichts, als dass er und seine Poesie bald ausgestorben sind. Aber von den Bergen weiss ich genug. Sie sind meine Erzähler gewesen und bis heute geblieben. Ich bin neben vielen andern grössten und gleichen Brüdern ihr steter Lau- scher und unvollkommener Dolmetscher. Das Beste, was sie erzählen, ist überhaupt nicht geschrieben. Es geht von Mund zu Mund. Man singt es auch. Aber ordentlich auf Papier bringen kann es niemand. Es verblasst sogleich. So Schones über die Alpen



## Lachweiler Geschichten von Heinrich Federer

«Lachweiler Geschichten» – Heinrich Federers erster Erzählband.

geschrieben worden ist, die Ilias und Odyssee der Berge hat noch keiner vollbracht.

Herrlich ist es für mich, in die Tage der Jugend zurückzudenken, in jenes Ländchen, wo die Berge noch Berge waren, wo es da nur Alpen und brüllendes Vieh und wunderbare Bäche gab, wo man sich stundenweit verlaufen konnte, ohne einem Wegweiser oder Touristen oder gar einer Bergschenke zu begegnen, wo man bei den Hirten im Heu lag, das Orgelspiel der Wasser und Winde im Ohr und noch die Angst von allem Spuk in den Gliedern, wovon die Sennen am Käsekessel bis spät in die Nacht erzählt hatten.

In diesem Land verfloss meine Jugend, unter der Obhut einer strengen, verschlossenen, aber innigen Mutter. Den Vater, der als junger Bildhauer, von einer unseligen Unrast gehetzt, in der Fremde starb, habe ich nur schwach im Gedächtnis. Das weiss ich aber, wie herrlich er bald Flöte im verriegelten Zimmer, bald Orgel in der einsamen Kirche spielte; wie er Jeremias Gotthelf bewunderte und unerschöpflich im Erzählen von farbiger Weltgeschichte war. Schon im dritten Jahr ergriff mich das Asthma. Es ist bis zu dieser Stunde das Kreuz meines Lebens geblieben. Wie oft sass ich halbe Nächte am Ersticken unterm Fenster, eiskalt vom Schnee draussen, aber die herrliche Hand der Mutter in der meinigen, nur noch von ihrer Tapferkeit und ihrem Atem lebend. Wie oft ward mir dann leichter, wenn sie mir einen der mächtigen Psalmen mit ihrer besonnenen Stimme

vorbetete! Fast ein Drittel der Jugend verbrachte ich im Bett.

Da habe ich dann gelesen und geträumt für hundert Köpfe. Immer am liebsten Welt- und Kirchengeschichte; dann erst schöne Literatur. Meine ernste Mutter verwies mir das viele Lesen und hat mein erstes Gedicht «Barbarossa» zum Garnknäuel benützt. – Da war es denn mein Liebstes, am Schilf des Sees zu liegen und einigen Kameraden Geschichten zu erzählen, zuerst Gehörtes, dann frech Erfundenes. Nach und nach wurde dieses Fabeln eine Leidenschaft von mir. Ich war unglücklich, wenn es regnete und ich nicht an den See liegen konnte. Alles, was ich dichtete, glaubte ich selber so fest wie meine Zuhörer.

Während meiner Studien in Literatur, Philosophie und vor allem in Theologie, ging es zwar mit meiner Plauderkunst rückwärts. Mein Professor liebte den glatten Marmor, ich den Granit in der Dichtung. Aber als ich dann sieben glückselige Jahre auf dem Land wirkte, später an eine Zeitung in die Stadt kam und endlich völlig amtsfrei wurde, ging es mit dem Erzählen wieder lustig fort. Meine ersten Zuhörer waren nun Männer, andere Jünglinge geworden; die neuen waren wieder Kinder. Ich hörte von jedem Alter den Atem, den Puls, die Stimme, das feine Spulen des Lebensfadens, ich kannte sie und traf daher auch ihr Herz, nicht bloss ihr Ohr, mit dem rechten Ton.

Immer noch wollte ich nichts schreiben als doktrinäre Aufsätze, die mir passabel, und Gedichte, die mir meist miserabel gerieten. Erst als es hiess: Mann, alleinstehender Haigestolz du, man kann nicht von Luft und Poesie leben, – begann ich, einzelne kleine Erzählungen unter einem fremden Namen herauszugeben. Von da an veröffentlichte ich knapp so viel, als ich gerade zum Auskommen brauchte. Daneben füllte ich meine Schubladen mit einer Unmenge von erzählten Stegreifgeschichten.

Erst, als es wieder hiess: Mensch, dir geht das Geld aus, du bist ein kranker Mann, sorge für deine Zukunft! – fiel es mir ein, fünf Novellen als Buch herauszugeben, wenn ich wirklich einen Verleger fände. Daran zweifelte ich. Wie war ich darum erstaunt, als schon die erste Anfrage ein herhaftes Ja fand! Nun grub ich auch «Berge und Menschen» aus. Drei Jahre hatte der Roman im Pult gelegen. Wieder ein Ja! Ich glaubte zu träumen. Und meine innere Verlegenheit wuchs mit jeder guten Kritik, die mir aus Deutschland zuflog. Aber dann kam auch der Mut. Ich kramte weiter aus. Der «Pilatus» durfte jetzt auch ans Licht, wo ich einen Menschen meiner Freundschaft schildere, der an der Kultur zugrunde ging, wie unsere letzten Adler in der Schweiz nach und nach aussterben müssen. Und die «Jungfer Therese» wird kom-

men, die stramme, poesielose Köchin des Kaplans Johannes Keng und das «Mätteli-seppi» und andere Figuren. Nicht ich, meine Leser haben mich so frech gemacht...»

### Gefrorener Schnee, Spezereien aus Arabien und ein Gläschen Nusswasser

«Der gestohlene König von Belgien» ist von einem Meister der Sprache verfasst worden. – «Der Schnee lag, je weiter wir kamen, um so höher auf dem Boden; aber er war fest gefroren. Ein hoher Nebel lag über der Gegend und verschleierte den Himmel wie ein feines, graues, von der Hügelkette in die weite Fläche hinausgesponnenes Gewebe. Eine dunkelbraune, kleine Wolke kroch quer darüber, gerade wie eine Spinne, die über ihre Fäden füsselt...»

Was für Stimmungsbilder zaubert Heinrich Federer doch hervor! – «Nach langem erreichten wir endlich die Höhenwaldung. Zwischen den dichtgestellten Bäumen war der Schnee nicht hoch und nicht hart. Wie aus einer Stube wehte uns warme Luft entgegen. Die Stämme dampften und rieselten von Feuchtigkeit, und der Duft ihrer harzigen Nadeln stieg uns kräftig in die Nasen...» Und fühlt sich der Leser nicht mit eingeschlossen in die Schlittenfahrt über den berücktigten Graugrund? – «Erst als wir uns behaglich auf dem Schlitten zurechtgesetzt, die Knie ineinandergeschmiegt und mit dicken Decken überlegt hatten, als die Peitsche knallte und in der tiefen Dämmerung des Winterabends die Bäume, die Hagstangen, die Heuschober Stück und Stück so rasch und doch so geräuschlos an der schmalen, bleichen Strasse verhuschten, erst da wurde mir wieder traurlicher zumute. Bald blies der Knecht, der uns fuhr, ein blaues Zigarrenwölklein über die rechte, bald über die linke Achsel. Eifrig schnappten wir darnach. Denn wir liebten den Tabakrauch der Grossen. Nun zündete der Fuhrmann die Laternen an beiden Wagenseiten an. Der Weg vor uns erschien jetzt gelb im Lichte, und der verschwommene Schatten des Pferdes schob sich darin wie ein schwarzes Ungetüm voraus...»

Und so anschaulich erzählt der Poet im dritten Kapitel:

«Der Weg führte mich an der Metzgerei vorbei mit ihren rotbraunen, dicken, glänzenden Würsten, dem geräucherten Schinken, dem harten Schlegel Bündner Fleisch, das ich besonders liebte, und mit den langen, in Silberpapier und verknotete Schnüre eingebundenen Salami. Wie das alles hinter den blanken Fenstern lockte! Daneben stand eine Zuckerbäckerei mit Eierküchlein, Leckerli

aus Basel, Zimtsternen, Zwieback und Apfelbladen. Zu ebener Erde ging es weiter in den Laden der Witwe Ilsig, Josephs Mutter, hinein. Hier sah man Spezereien aus Arabien und Indien, wie der Nachtwächter oft versicherte, wenn er der Witwe ein Gläschen Nusswasser abschmeicheln wollte ...»

## Ein siebenmal versiegeltes Buch und die Lachweiler Dorfjugend

Die Hauptpersonen der Novelle sind Heireli (Heinrich Walter) und seine zwei jüngeren Schwestern Elschen und Paula, die unter der strengen Zucht ihrer verwitweten Mutter aufgewachsen. Frau Walter ähnelt in manchem Zuge Federers Mutter Verena, wie auch Heireli vieles mit Verenas berühmtem Sohn Heinrich gemeinsam hat. Überlassen wir dem Dichter das Wort: «Ich ging damals ins zwölftes Jahr. Meine Mutter führte nach dem Tode des Vaters ein ernstes, schweigesames Regiment über mich und meine beiden Schwestern. Wir liebten sie in aller Heimlichkeit. Nach aussen wagten wir aber nur Achtung und Furcht zu bezeigen. Ihr ebenmässiges Gesicht mit der leicht geröteten Wange, den ernsten Brauen, den dunkelsten Augen, die ich je gesehen habe, Augen, deren goldbrauner Stern sich mit seinem Lichte gleichsam nach innen wandte, und dazu eine Stimme, die jedes Wort deutlich aussprach, aber nie wiederholte – das flösste von selbst Respekt ein. Besonders aber von der glatten, hellen Stirne, über der das schwarze Haar glatt den Scheitel hinaufgekämmt war, schien mir jene strenge, scharfe Luft zu wehen, die um die Gipfel der Berge herrscht. Sie hatte viel Ungemach des Lebens ertragen. Aber wir erfuhren nichts davon. Das war für uns ein siebenmal versiegeltes Buch. Wir hätten uns nicht einmal getraut, das Siegel zu berühren. Und diese Mutter hielt uns knapp. Wohl war der Tisch genügend, aber nie sah man eine Leckerei aufgetragen. Wir wurden in warme und dauerhafte Kleidung gesteckt ... Für unsere Ausbildung waren die Mittel sogar reichlich bemessen, aber auch da gab es keinen Luxus, und sowie sich zeigte, dass ich auf dem Klavier nur ein höchst mittelmässiger Spieler und mit dem Pinsel nur ein Pfuscher würde, hörten die Stunden beim Kaplanogleich auf ...»

Und wie bildhaft zeichnet der Poet die häusliche Idylle: «Ich durfte rechts von der Mutter sitzen, links sass Paula, die braune, und etwas tiefer Elschen, die dunkelbraune Schwester. Beides waren ziemlich stille, sanfte, kleine Mädchen von neun und elf Jahren. Sie waren so brav wie Mädchen nur sein können. Der Lehrer rühmte ihre Fortschritte und noch mehr ihr züchtliges Betra-

gen. Der Mutter machten sie keinen andern Verdruss, als dass sie beide etwas kränkelten und ihr daher nur noch teurer waren. Besonders Elschen hatte einen bedenklichen Winter durchgemacht und kaum zur Hälfte die Schule besuchen können.

Sowie ich mich niedergesetzt hatte, warf ich mich hungrig über die Suppe.

«Isst man so bei Christenleuten?» fragte die Mutter ruhig und sah mich ernst an.

Beschämt erhob ich mich, während meine Schwestern feinfühlig in den Teller blickten, um mir nicht weh zu tun. Dann begann ich stockend: «Komm, Herr Jesus, sei unser Gast, segne, was du bescheret hast! Amen.»

Eilig schlug ich das Kreuz und setzte mich wieder.

«Sei so gut und mache das Kreuz noch einmal!»

Ich errötete noch tiefer und bekreuzte nun vorsichtig Stirne, Mund und Brust, wie es Sitte ist.

Danach ward es stille am Tische. Man hörte nur das Hantieren mit Messer und Gabel, bei den Schwestern sehr leise, bei der Mutter regelmässig und mit jenem Ernst, mit dem sie das Gewöhnlichste tat; bei mir aber laut, klappernd und ungestüm, wobei die Unruhe wegen des Geldes mitwirkte ...»

Im rauflustigen, aber gutmütigen Theodor Walomer, dem geistig und körperlich gewandten Kronenwirtssohn Jakob Bronn, «Rex» genannt, und im mädchenhaft weichen Joseph Ilsig, dem einzigen Kind der Krämerin, lernt man fein abgestufte Charak-



Heinrich Federers Mutter Verena

tere der männlichen Dorfjugend von Lachweiler kennen; die weibliche bleibt mehr im Hintergrund.

Wie spannend ist der Zweikampf der Rivalen Walomer und Bronn im Schulzimmer, wie eindrücklich das ritterliche Benehmen der zwei Gegner vor dem Forum des ruhestiften Lehrers Korn, «der die im heissen Zimerdunst angelaufene Brille von der Nase zog und sich mit seinen schwächlichen und kurzsichtigen Augen die Übeltäter genauer ansah.»

### «Mutter, Mutter, da ist das Geld!»

Der Dichter lässt uns im Ungewissen, ob Frau Walter um Heirelis Fundverheimlichung weiss oder nicht. Die Erzählung enthält blass unsichere Andeutungen. Bringt man jedoch das bedeutsame Wort der Mutter: «Wenn ich dich verlöre, so hätte ich etwas verloren, was ich mit keinem Gelde wieder kaufen könnte» mit ihrer kurzen Antwort auf Heirelis Beichte: «Nun hab' ich doch kein Kind verloren!» in Zusammenhang, so ergibt sich zweifellos, dass sie die Taschenspielerei ihres Söhnchens nicht nur durchschaute, sondern diese Gelegenheit sogar absichtlich herbeiführte, um dessen Ehrlichkeit auf die Probe zu stellen. Es ist kaum anzunehmen, dass die haushälterisch genaue Mutter, die mit jedem Rappen rechnen musste, das ansehnliche Geldstück «unversehens» in den Papierkorb fallen liess, wie Heireli «mit der wunderbaren Logik der Sünde» glaubte.

Alltagserlebnisse auf dem Schulweg, beim Unterricht und auf einem Ausflug zum Tannensee werden vom empfindsamen Knaben mit seiner unehrlichen Tat verknüpft. Stufenweise wachsen die Schwierigkeiten, die sich den guten Vorsätzen zur Wiedergutmachung des Unrechts hinderlich entgegenstellen. Gross sind die Seelenqualen des Knaben, bis es zur gewaltsamen Befreiung kommt. Beim Schlittschuhlaufen mit seinen Kameraden Jakob, Theodor und Joseph gerät Heireli in Todesgefahr. Auf der brüchigen krachen den Eisdecke liegend, glaubt der Knabe, dass er wegen der gestohlenen Münze versinken werde. – «Immer tiefer fühlte ich die Decke sich neigen, und ich war fest überzeugt, das Gewicht des gestohlenen Geldes drückte mich so schwer nieder.

Indem ich wieder zu rutschen versuchte und sich dabei das Knistern und leise Klirren unter mir mehrte, schwor ich bei mir: «Wenn ich da heil wegkomme, so laufe ich sofort heim und erzähle der Mutter alles und lasse mich abstrafen! O gerne, gerne, wenn ich nur da wegkomme!»

Wieder kroch ich ein wenig vor, und diesmal war ich nun mit Aug' und Seele dabei.

Das Eis unter mir war wie Glas. Bald mehr blau, bald mehr grün, aber immer unheimlich dunkel blickte das Wasser darunter herauf. Wie tief das sein muss und wie morastig im Grunde! Mir deuchte, ich sehe einen Fisch heraufschwimmen, sich drehen, das Maul aufsperren und kopfüber wieder verschwinden. «Ah, ah, der geht und sagt es den andern, dass sie Besuch bekommen!» blitzte es mir knabenhaf durch den Kopf.

«Aus solcher Tiefe wird man mich mit langen Stangen und Haken herauffischen. Endlich bleibe ich mit dem schmutzigen Wams an einer Gabel hängen. Der Landjäger, der zugleich Sargträger ist, wird mich mit dem Nachtwächter auf die Bahre legen, und da fällt das Geld heraus. Gott im Himmel! Es fällt auf die Strasse, jedermann sieht es...» Für die Rückfahrt im Rosschlitten, einer der Knaben hatte sich verletzt und konnte nicht mehr zu Fuss heimgehen, musste Heireli seinen Anteil von einem Franken zwanzig mit der Silbermünze bezahlen. – «Niemand kann begreifen, was ich empfand, als der hässliche Bauer meinen silbernen Leopold prüfte, in der Hand wog, ob er wohl echt sei, und dann sorgsam mit den groben Fingern in seinen grossen, schmutzigen Beutel schob. Er hatte mir nur ein Silberstück und das übrige in Nickel aus den zusammengeklobenen Münzen meiner Kameraden zurückgegeben. Die ganze Westentasche hatte ich nun voll Geld, aber mir schien, das sei nicht mehr ein Zehnteil von jenem schönen, unwiderbringlich verlorenen Fünffräckler...»

Die Krankheit Elschens hatte Heireli ernst gestimmt. Am Bette dieses Kindes mit den unschuldigsten Augen der Welt war er sich so recht über seine Schuld klar geworden. «Ist es etwa meinetwegen erkrankt?», fragte ich mich häufig. «Kann es am Ende gar nicht mehr gesund werden, bis ich meinen gestohlenen Fünffräckler wieder zurückgestellt habe? Wohl unmöglich! Man hat auch schon derartiges erzählt, dass oft Unschuldige für Schuldige leiden.» Dieser Gedanke aber war ihm von allen der furchtbarste.

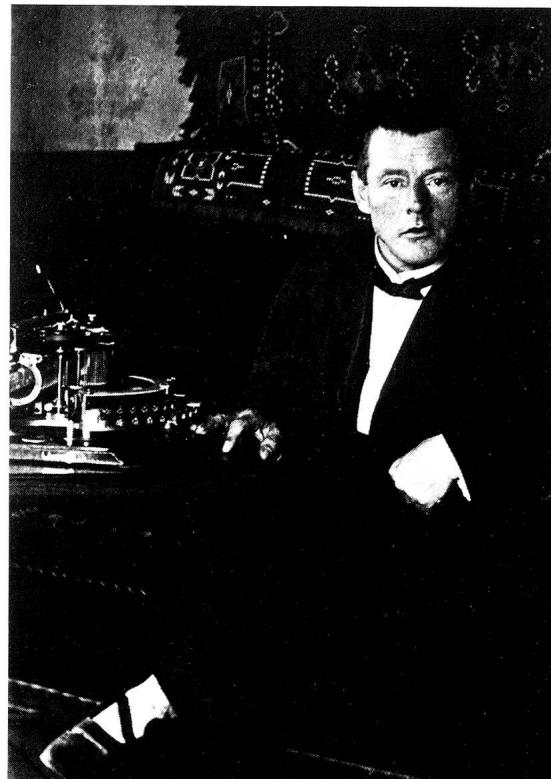
«Ich beschloss nun, täglich den Fünfer für das Brötchen auf die Seite zu legen. In der Woche macht das dreissig Rappen, in vier Wochen gerade hundertzwanzig Rappen aus, also genau, was mir zum vollen Fünffräckler fehlt. Nach vier Wochen werde ich mit den Münzen zum Stoppelbauer gehen und den Fünffräckler umwechseln. Wenn er ihn dann noch hat!»

Eines Tages liess sich Heireli zum Kauf eines Zwiebackbrötchens verleiten. Für fünf Rappen. Aber augenblicklich kam er sich wie ein unverbesserlicher Verbrecher vor. – «Dieser verkrämerte Fünfräppler wog in meinem Gefühl so schwer wie nur je der Fünffräckler. Als ich heimging, hatte ich die mutige Zuversicht verloren, die mir die vergangenen Wo-

chen hindurch so wohl getan hatte. Ich kannte noch nicht die moralische Bedeutung von einem Rückfall, aber ich fühlte das Hässliche und Beschämende davon doch sehr deutlich. Auch verdross es mich unbeschreiblich, dass ich nun an jenem Samstagnachmittag, an dem ich zum Stoppelbauer gehen wollte, erst vier Franken und fünfundneunzig Rappen beisammen hätte, also gerade diesen verplemperten Fünfer zu wenig.» Von der Haustüre bis zum Estrich ging eine heimliche, aber grosse Unruhe durch Walters Haus. Zum erstenmal in seinem Leben sah Heireli seine Mutter mit ungekämmtem, scheitellosem Haar. Elschens Fieber stiegen so hoch, dass die kleine niemand mehr kannte. Der Arzt hatte Eis verordnet. Aber bei diesem Tauwetter gab es ringsum nicht einmal mehr Schnee. – «Mutter», sagte Heireli wie erleuchtet, «ich hole am Tannensee einen Sack voll. Dort gibt es noch genug Eis.» – Und ohne ihr Ja oder Nein abzuwarten, sprang er in seine Kammer, knüpfte den ganzen Haufen Kleingeld vorsichtig in sein Nasstuch und lief ungestüm davon. Nebst dem Eis gedachte er auch den «Leopold» zu holen. Der Sack war bald gefüllt. Mit klopfendem Herzen sprang Heireli jetzt zum Bauernhof hinüber, über dessen Dach ein niedriger, zerstreuter Rauch kroch. Es war Vesperzeit. «Ja – den Fünffräckler habe ich nicht mehr», sagte der Stoppelbauer und schnitt sich ein Stück Käse ab. «Alles Silber ist am Dienstag auf den Markt in die Stadt gegangen.»...

«Ach, ich kann nicht beschreiben, wie elend mir um die Seele war auf diesem Heimweg. Als ich in unser Tal hinunterstieg – es war sehr neblig gegen Abend geworden – da sah ich schon von der Halde aus, dass in der Kammer Elschens helles Licht glänzte. Aber auch im übrigen Haus war überall Licht. Eine grosse Beunruhigung erfasste mich. In mächtigen Sätzen sprang ich den Hügel hinunter, rannte ins Dorf hinein und kam voll Schweiß und Angst über die Treppe zur Stube.

Die Tür war offen, aber die Stube stand leer, nur die Lampe brannte auf dem Tisch. Auch die Türen der Küche und des Speisestübchens standen ordnungslos offen. Ob der Diele hörte ich ein fernes Gemurmel, und nun glaubte ich auch reichlich Kerzenrauch zu riechen. Oben bei Elschen war man also! Mit Eissack und Pickel erstürmte ich die Stiege. Im obern Stock flutete mir aus der offenen Kammer Elschens das Licht vieler Kerzen entgegen. Paula trug eine, die Mutter, die Magd, und sie knieten mit den Kerzen. Der Pfarrer stand am Fussende des Bettes und betete aus einem Büchlein mit rotem Schnitt. Ich sprang über die Schwelle vor und stiess einen Schrei aus vor Schrecken. Da lag mein Schwesternchen so tief und steif und so klein im Kissen wie eine Puppe von



*Heinrich Federer in seiner «Poetenstube» an der Schreibmaschine (um 1920).*

Wachs. Die Augen waren noch offen, aber sahen auf niemanden, sondern blickten, wie mir schien, statt heraus in sich hinein. Die Händchen waren gefaltet und pressten ein schwarzes Kreuzlein.

«Elschen!» würgte ich hervor und liess Pickel und Sack fallen. «Ist sie tot? – Ist sie tot?» – Dann fiel ich neben den Leuten, die ihren Arm nach mir ausstreckten, auf die Knie und fing an, das Beten der Versammelten durch mein lautes, ungeheuerliches Weinen zu stören. Schliesslich drückte die Mutter mein Gesicht in ihre Schürze, und nun weinte ich stiller, wie man weint, wenn aller Widerstand gebrochen ist.

«Es ist jetzt bei den Engeln!» flüsterte mir die Mutter zu. Furchtbarer als je erfasste mich jetzt im Angesichte der Leiche der Gedanke, dass Elschen in diesem Augenblick meine Sünde schon weiss – oder dass ihm der liebe Gott meine Schlechtigkeit erzähle.

«Weisst du auch, Elschen», wird er sagen und mit einer heiligen Hand den braunen Scheitel der Schwester streicheln, «weisst du auch, dein Bruder da unten ist ein ziemlich schlechter Bube. – Was meinst du, wieviel der Erzdieb deiner Mutter gestohlen hat? Etwa zehn Rappen oder einen halben Franken? Schau, einen Fünffräckler!»

In diesem Augenblick überkam mich die Zerknirschung so wütend, dass ich alles vergass, was um mich herum war. Ich schrie laut auf, zerrte mich von der Mutter los und sprang in meine Kammer! – Dort riss ich das Geld

unter dem Kissen hervor, lief zurück, stürzte vor der Mutter hin und rief: «Mutter, Mutter, da ist das Geld!»

Ohne auf sie oder Paula oder die Leiche mehr zu achten, gerade, als würde ich von einem innerlichen Sturm gerüttelt, knotete ich die Zipfel des Nastuchs auf, riss es dabei in Fetzen und warf das Geld klirrend und weiterrollend vor uns auf den Boden. Dann hob ich die Hände und schrie mit einer Stimme, die ich selbst nicht mehr kannte: «Mutter – es fehlen noch fünf Rappen! – Fünf Rappen – fehlen – noch!» wiederholte ich und brach dann über dem martervollen Geldhaufen zusammen.

«Nun hab' ich doch kein Kind verloren!» hörte ich die Mutter sagen, ich spürte ihr warmes Auge und ihre Lippen auf meiner Wange. Dann brauste es über mich wie ein Wind, und ich verlor die Besinnung.»

## Ein anderer, neuer Heireli

Reinstes «Federer-Deutsch» ist, was im ersten Kapitel der Novelle vom Tod und Sterben der Lachweiler zu lesen ist: «... Die Lachweiler sind sehr gesunde und zähe Leute und halten sich aufrecht, solange noch ein Knöchlein hält. Auch haben sie in ihrem fleissigen Sinne nicht Zeit, lange krank zu liegen. Legen sie sich nun hellen Tags zu Bett, so kann man hundert für eins nehmen, dass sie den Tod schmecken. Die letzten zwei, drei Tage würden sie aber um keinen Preis anderswo als in ihrer wenn auch noch dürftigen Kammer zubringen, wo an der Wand ihr Taufbild in Glas und Rahmen hängt, wo über dem Kopf ein geliebtes Porträt und ein alter frommer Kupferstich angebracht sind, und wo sie auch wissen, an welchem Nagel ihre Hosen hängen und unter welchem Stuhle ihre Schuhe stehen, um sie gleich für die lange Wanderung auf der ewigen Strasse bei der Hand zu haben ...»

Soweit ist es mit unserem Helden, dem Knaßen Heireli, nicht gekommen. Lassen wir Heinrich Federer seine Geschichte vom ge-

stohlenen König von Belgien selbst zu Ende erzählen: «... Als ich nach Wochen wieder aufstand, bleich, unsicher in den Sohlen und mit zitternden Fingern, da hatte man Elschens längst begraben. Ende März durfte ich an einem sommerlich warmen Nachmittag zum erstenmal mit Paula auf den Friedhof gehen. Das schmale Grab duftete von Veilchen. Paula erzählte mir, dass die Blümchen aus «Kronen»-Wirts Veilchenwiese stammen. Aber nicht Jakob, nein Theodor habe sie mitamt den Wurzeln der Mutter gebracht, um Elschens «Totengräblein» damit zu zieren. Der Walomer sei zu Jakob gegangen und habe seinen Gegner darum gebeten, was Theodor nicht so leicht geworden sei. Er bittet nicht gern, besonders nicht seinen Gegner!»

Kaum hörte ich darauf. Auch die goldschnäbigen Amseln, die zuoberst auf den Friedhofbäumen sassen und süß wie eine Orgelpfeife sangen, und das leise Geflüster im heimlich ergrünenden Geäst beachtete ich nicht. Sondern ich blickte von Elschens Grab suchend über die andern Gräber hin, als müsste da irgendwo neben dem guten Schwesterchen auch der alte böse Heireli begraben sein, jener Heireli, der fünf Franken gestohlen hat. Nirgends sah ich das gesuchte Grab; dennoch fühlte ich mich als ein anderer, neuer Heireli.»

## Literatur

Heinrich Federer: «Der gestohlene König von Belgien»

Heinrich Federer: «Meine Erzähler» (Weihnachtsalmanach Grote, Berlin, 1912)

Heinrich Federer: «Lieber leben als schreiben» (Erinnerungen) (Velhagen & Klasings Monatshefte, September 1926)

Sigisbert Frick: «Federer-Briefe» (Rex-Verlag, Luzern)

Sigisbert Frick: «Heinrich Federer – Aus seinem Leben und Werk» (Eine Anthologie – Rex-Verlag, Luzern)

Die Fotos wurden freundlicherweise von Herrn Alois Spichtig zur Verfügung gestellt (Federer-Archiv, Sachseln).